# Ochsengeschichte

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-573804

**Nutzungsbedingungen**

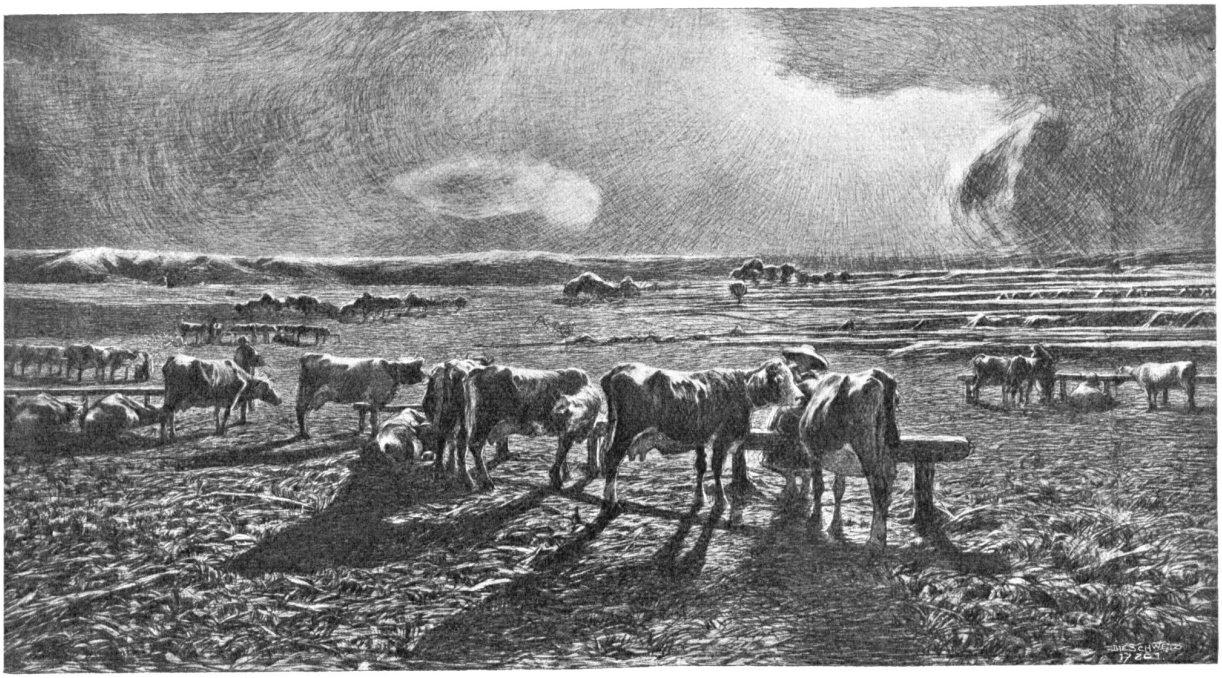
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**



**Giovanni Segantini** (1858—1899).

**An der Barre** (Alla stanga), Zeichnung nach dem gleichnamigen Gemälde (1886) im Nationalmuseum zu Rom.
Mit Genehmigung der Photographischen Union, München.

# Ochsengeschichte.

Auch die Tiere, ihr dürft nicht lachen,
Können sich ihre Gedanken machen.
Einen Ochsen hab' ich im Stalle —
„Ochsen sind dumm!" unterbrecht ihr mich alle;
Doch da muß ich protestieren:
Der meine geht zwar auch auf vieren,
Zupft aus der Raufe sein karges Fressen,
Ist auf Arbeit nicht arg versessen;
Zum Reden will seine Zunge nichts taugen —
Aber mein Ochse hat zwei Augen,
Runde Glotzaugen, die langsam sich drehn
Und dennoch viel verraten und sehn.

Oft, wenn er pflügt mit müdem Rücken,
Scheinen sie gleichsam nach innen zu blicken:
„Einmal, einmal war eine Zeit,
Wo in Wäldern, auf Steppen weit
Sich mein zäh' und trotzig Geschlecht
Wehrte und nährte nach seinem Recht,
Unverweichlicht, vom Frondienst frei —
Wer rief dies Zwergengeschlecht herbei,
Das laut auf seine Bestimmung pocht
Und alle Kreatur unterjocht?"

Im ganzen, die Wahrheit soll man ehren,
Mein Ochs könnt' manchen Menschen lehren,
Wie man als williger Untertan
Tut und läßt, was man muß und kann.
Wenn kein Futter mehr in der Krippe,
Ob satt oder nicht, er leckt sich die Lippe,
Legt sich nieder und mahlt und kaut,
Bis er das Seine redlich verdaut.
Komm' ich dann mit dem Joch auf dem Arm,
Blinzelt er erst: Hier läg' sich's warm . . .
Doch ich brauche nicht grob zu werden:
Macht ihm auch der Entschluß Beschwerden,
Er stellt sich gelassen auf die Beine,
Folgt mir rechtschaffen an der Leine.

Aber nun muß ich was Arges erzählen,
Auch ein Ochse kann einmal fehlen:
Jüngsthin — ich wollt' ihn zu Markte führen —
Wagt' er's, ernstlich zu rebellieren,
Blieb urplötzlich breitbeinig stehn,
Hat mich sonderbar angesehn:
„Menschlein, du kannst mir nicht entrinnen,
Ein Hornstoß, und du fährst von hinnen!"
Fiel zum Glück ihm was andres ein,
Er empfahl sich und lief feldein;
Fern im Busch ist er verschwunden,
Drei Tage hat man ihn nicht gefunden.

Aber am dritten, des Abends spät
Seh' ich, daß er vor'm Stalltor steht.
Vor Freuden tät' ich die Strafe ihm schenken
(Ihr müßt an dreißig Goldstücke denken),
Schob in die Raufe das beste Heu,
Versorgt' ihn reichlich mit weißer Streu,
Bürstet' ihm glatt die Haare kraus,
Da sah er wieder gesittet aus.
Bei guter Kost kam er bald zurecht —
Am Freitag holt ihn der Schlächterknecht.

**Alfred Huggenberger.**

---

# Schlafwandel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Johanna Siebel, Zürich.

„Gnädige Frau, der Herr hat sich nicht abweisen lassen, er wartet draußen!"

Mit diesen Worten tritt eine ältliche Dienerin zögernd in ein schönes, traulich eingerichtetes Gemach und nähert sich mit einer Karte in der Hand einer Dame, die an einem der großen, weit offenen Fenster sitzt, durch die die Sommerluft warm und schimmernd in den Raum strömt. In Stimme und Ausdruck der Dienerin liegt ein unverhehltes Verwundern, das sein feines Widerspiel im Gesichte der jungen Frau findet. Diese legt die Spitzenarbeit, mit der sie gerade beschäftigt ist, nieder und fragt: „Haben Sie dem Herrn denn nicht gesagt, Lina, daß ich keine Besuche empfange?"

„Doch, gnädige Frau; aber der Herr meint, wenn gnädige Frau die Worte dort lesen wollten, so würden Sie den Besuch doch annehmen: er komme im Auftrage von Professor Norden!"

„Das ändert natürlich die Sache!" sagt Maria Waldau; sie nimmt die Karte und überfliegt sie.

„Es ist gut, Lina; führen Sie den Herrn in den Salon; es handelt sich um ein Bild des kleinen Kuno." Leise Freude weht über Marias Gesicht. Sie legt die Spitzenkante auf die Fensterbank und erhebt sich; dabei streicht sie mit den schmalen, etwas kinderhaften Händen über das braune Haar, das sich in einem schweren Knoten am Hinterkopfe verschlingt.

Nachdenklich durchschreitet Maria den Raum. Als ihr Blick sich auf die leicht geöffnete Nebentüre richtet, erblaßt die Freude in ihrem Gesicht. Mit einer Bewegung, die etwas sonderbar Schmerzliches hat, greift sie sich an die Schläfen, und ein Seufzer durchzieht das Gemach. Unschlüssig bleibt sie stehen. Aus dem Nebenzimmer dringt ein eintöniges Gemurmel, ein seltsam hastiges, unklares Ineinanderfließen von Lauten, das in seiner Einförmigkeit unsagbar traurig klingt; da ist kein Wort, das sich erkennbar aus der dunkeln Silbenflut emporhebt. Bei dem leisen Geräusche der Frauenschritte wird das unheimliche Wortgewirr unterbrochen; eine ängstliche Stimme fragt mit langgezogenen Tönen: „Gehst du fort, Maria? Lassest du mich alleine?"

„Nein, Lieber, ich bin gleich wieder da!" Beruhigung und Erbarmen liegen in der Antwort. Maria Waldau begibt sich zur Türe.

„Lassest du mich dann nie wieder alleine, Maria?" fragt es weiter aus dem Nebenraum, müde, in schmerzlicher Angst, so, wie ein krankes Kind seine Mutter fragt.

„Nein, ich bleibe bei dir, Lieber!" „Immer, Maria?"

„Immer, Werner, sei du nur ruhig, mein Lieb!"

„Ein Glas Wasser, Maria!" bittet die Stimme jetzt flehend, als gelte es des Himmels Gnade und ewige Seligkeit zu erheischen. „Ich bin am Verdursten! Ein Glas Wasser, Maria!"

„Lina, bringen Sie dem Herrn ein Glas Wasser und halten Sie die Flurtüre gut verschlossen!" Maria dreht den Schlüssel der Verbindungstüre, an der sie während der kurzen Unterredung zaudernd gestanden, herum, steckt ihn in die Tasche und prüft nochmals das Schloß. Dann begibt sie sich zu dem andern Ausgang, der in die kühle geräumige Halle führt.

Eine Unentschlossenheit breitet sich immer ängstlicher über das junge Gesicht und streut ihre Unruhe in die stillen Augen. Ach, es ist lange, seitdem Maria Waldau in ihrer Weltabgeschiedenheit jemand empfangen hat; da rostet man ein in den Gewohnheiten der menschenfremden Tage, wird beklommen, unsicher und fürchtet sich vor jedem Unbekannten, das seine ungewissen Schatten in die eigenen, strengbegrenzten Kreise wirft.

Langsam durchschreitet sie die Halle, bleibt noch einen Augenblick vor einer Palmengruppe stehen, streicht zögernd über die Blätter, als ob sie Zeit gewinnen möchte, und tritt alsdann mit tiefem Aufatmen in das Besuchszimmer.

An einem der gradlehnigen Sessel steht ein hochgewachsener Herr, der sich mit ritterlicher Verneigung der Eintretenden zuwendet: „Gnädige Frau, verzeihen Sie einem Fremden seine Beharrlichkeit; mein Bruder sagt mir, daß Sie ein Oelgemälde Ihres verstorbenen kleinen Knaben wünschen!"

Die Worte wurden mit wohltönender Stimme gesprochen und haben die Scheu in Marias Zügen vermindert. Freundlich streckt sie dem Manne die Hand entgegen: „Als Bruder des Herrn Professors sind Sie mir kein Fremder, Herr Norden; er ist mir immer ein allertreuester Freund und Berater gewesen. Heute bin ich Ihnen beiden dankbar, daß mir ein Herzenswunsch in Erfüllung gehen soll, das Bildnis meines Knaben von Künstlerhand gemalt zu sehen. An der Lösung der Aufgabe durch mich habe ich am Ende verzagen müssen!"

Das letzte klingt leise und entmutigt.

„Ich stehe mit meinem Können zu Ihren Diensten, gnädige Frau!"

Ulrich Norden, der Maria die ganze Zeit sinnend betrachtet, mit einem Gefühl, als habe er diese liebliche Erscheinung schon irgendwo gesehen, hätte von Herzen gerne etwas weniger Alltägliches gesagt; aber ihm, dem Lebensgewandten, will sich in diesem Augenblicke beim besten Willen nichts Feines, Besonderes ergeben, so sehr ist er im Banne des Suchens, das dieses Frauenbild in ihm erweckt.

In die von zartem Goldschimmer überhauchte Klarheit der braunen Frauenaugen tritt bei dem stillen Schauen Nordens allmählich eine Verwirrung, die sich zusehends vertieft, je gedankenvoller die Blicke des Mannes auf Maria ruhen. Befangen richtet sie nun einige